

*~Mein Bergisches Land~*





Katharina Orbach

***Mama, darf ich den  
Teller ablecken?***

*~Mein Bergisches Land~*

# Mama, darf ich den Teller ablecken?

von Katharina Orbach

Reihe: ~ Mein Bergisches Land~  
herausgegeben von Thomas G. Halbach

ISBN 978-3-96847-011-5

1. Auflage 6/2021 © Bergischer Verlag,  
© Katharina Orbach

Bergischer Verlag  
RS Gesellschaft für Informationstechnik mbH & Co. KG  
Verleger Arndt Halbach, Martin Czialla  
Auf dem Knapp 35 | 42855 Remscheid  
E-Mail: [info@BergischerVerlag.de](mailto:info@BergischerVerlag.de) | [www.BergischerVerlag.de](http://www.BergischerVerlag.de)

Lektorat: Daniela Schwaner  
Umschlaggestaltung: Julia Wewer, Kreativagentur Rockoli  
mit Fotomotiv der Autorin

Layout und Gesamtherstellung: Bergischer Verlag,  
Ernst-Wilhelm Bruchhaus

Das Werk ist vollumfänglich urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung, wie zum Beispiel die Verbreitung, der auszugsweise Nachdruck, die fotomechanische Verarbeitung sowie die Verarbeitung und Speicherung in elektronischen Systemen bedarf der vorherigen Zustimmung durch den Verlag.



Katharina Orbach kommt gebürtig aus Gummersbach im Oberbergischen Land. Dort besuchte sie auch die Grundschule und das Gymnasium.

Bei den Großeltern auf der Kotthausener Höhe, wo es viel freies Land, einen großen Garten und alle möglichen Tiere gab, verbrachte sie eine ungebundene Kindheit. Nach ihrer Ausbildung zur Schauwerbegestalterin übte sie verschiedene Berufe aus und ist heute als freiberufliche Beraterin für Menschen mit Hunden und Pferden erfolgreich.

Sie lebt mit Mann, Hund und Pferd in einem idyllischen Ort in der Nähe ihrer Heimatstadt.

In ihrer Freizeit reitet sie gern und fährt Motorrad. Sie schreibt schon lange Fachliteratur für Tierfreunde. Dies ist ihr erstes Buch, das nicht von Hunden und Pferden handelt.

### Anmerkung

Die Kerngeschichte in diesem Buch gebe ich mit den Worten meiner Mutter Hannelore wieder, so wie sie sie mir aus ihren Erinnerungen geschildert hat. Die anderen Geschichten entstammen Erzählungen meiner Großeltern, Onkeln und Tanten, die schon lange nicht mehr leben. Sie sind ergänzt durch meine eigenen Gedanken, wie es hätte sein können.

Andere Angaben, Daten und Informationen, insbesondere im Zusammenhang mit dem Kriegsgeschehen, sind zum Teil recherchiert, und ich übernehme keine Garantie für ihre Richtigkeit.

Als besonders ergiebige Quelle erwiesen sich hierbei, neben Wikipedia, das Buch „Bis zur Stunde Null: Das Oberbergische Land im Krieg von 1939-1945“ von Wilhelm Tieke, das Stadtarchiv Gummersbach und der Historiker Jürgen Woelke, dem ich hiermit auch meinen Dank ausspreche.



## ***Vorwort***

### **Schreiben in Zeiten der Krise**

#### ***März 2020***

Die Angst vor dem Corona-Virus stellt die ganze Welt auf den Kopf. Schulen und Kindergärten sind geschlossen, sämtliche Veranstaltungen abgesagt. Berufsverbote, Ausgehverbote, Kontaktverbote schaffen bisher nicht vorstellbare Zustände und bringen so manchen zum Verzweifeln. Auch das Seniorenheim, in dem meine Mutter lebt, ist hermetisch abgeriegelt. Keiner kommt raus, und keiner darf rein.

Meine Mutter Hannelore ist jetzt 88 Jahre alt und vor zwei Jahren aus eigener Entscheidung ins Altersheim gezogen, nachdem sie durch einen Schlaganfall von heute auf morgen den größten Teil ihres Augenlichts verlor. Trotzdem ging sie bisher regelmäßig mit ihrem Gehstock die gewohnten Wege, kaufte Kleinigkeiten ein und traf dabei fast täglich Bekannte. Davon hat sie viele, weil sie ihr Leben lang immer kontaktfreudig war, gern Besucher und Gäste empfing, Freundschaften pflegte, sich in Vereinen engagierte und sogar in dem Seniorenheim, in dem sie jetzt selbst lebt, jahrelang mit einer Freundin zusammen Unterhaltungsprogramme gestaltete.

Jetzt ist jedoch Schluss mit lustig, weil sie wegen ‚Corona‘ seit Wochen und auf unbestimmte Zeit von der Außenwelt abgeschnitten ist. Auch ich darf sie nicht besuchen und schon gar nicht ab-

holen, um mit ihr etwas zu unternehmen. Dabei ist in ein paar Tagen Ostern.

So bleibt uns nur das Telefonieren. Ich rufe sie jetzt täglich an. Wenn man ihre Stimme am Telefon hört, glaubt man nicht, mit einer alten Frau zu sprechen, denn sie klingt immer noch hell und munter. Doch worüber reden? Uns geht der Gesprächsstoff aus, zumal sich bei ihr ja nichts Neues mehr ereignet, und zu dem beängstigenden Thema ‚Corona-Krise‘ bekommt sie ständig per TV mehr als genug zu hören. Ich suche krampfhaft nach Themen, die sie konstruktiv beschäftigen könnten.

„Mama, wie hast du eigentlich immer den Weingeist-Kuchen gemacht? Überleg doch mal, ich ruf dich heute Abend noch mal dazu an.“

„Wie ging eigentlich dieser geniale Geflügelsalat? Was hast du da reingetan? Du hast doch die Mayonnaise für den Salat immer selbst gemacht, wie geht das?“

Wir kommen auch oft auf vergangene Zeiten zu sprechen, über meine Kindheit und über ihre Kindheit und Jugendzeit. Sie kann immer noch wunderbar erzählen, hat einen Sinn für Kurioses und Bemerkenswertes. Und sie hat zu fast jedem Ereignis das genaue Datum parat. Für jemanden wie mich, mit einem ‚Kopf wie ein Sieb‘, völlig unbegreiflich. Ich kann mir gerade mal merken, wann ich Geburtstag habe und dass Weihnachten am 24. Dezember ist, viel mehr geht da nicht.

Erst kürzlich wies Mama mich darauf hin, dass demnächst die Sommerzeit beginnt und die Uhren

umgestellt werden müssen. Ich hab's trotzdem vergessen und bin prompt zur falschen Zeit aufgestanden.

Als sie mir erzählte, dass ihre Schule am 19. März 1941, dem ‚Josephstag‘, bei einem Luftangriff von Brandbomben getroffen wurde, googelte ich ‚Josephstag‘ und tatsächlich: Der 19. März ist der Namenstag eines jeden, der Joseph heißt. Allerdings fiel mir dabei auch ein, dass ich über diese Begebenheit schon einmal etwas von ihr gehört hatte. Und nicht nur gehört, ich hatte es sogar aufgeschrieben; so wie eine ganze Reihe ihrer Erzählungen und Anekdoten, mit der vagen Idee, sie eines Tages zu einer Geschichte zusammenzufassen.

Warum nicht jetzt? Warum nicht diesen Ausnahmezustand nutzen, um endlich damit anzufangen? Im Grunde kam mir die Idee wie gerufen. Statt ihr mühselig Kochrezepte zu entlocken, löcherte ich sie von nun an allabendlich über ihre Kindheit in Köln und später in Gummersbach. Und sie erzählte mir gern von ihren Eltern, Großeltern und Geschwistern, über Spiele in der ‚Kolonie‘, Freunde und Nachbarn, Schulerlebnisse und Kriegserfahrungen. Vieles hatte ich bisher nicht gewusst. Einiges kannte ich schon, erfuhr aber noch nähere Details dazu, die meine Notizen ergänzten.

So fügte sich Abend für Abend eines zum anderen, und die Entstehung eines buchtauglichen Textes wurde allmählich greifbar. Nun ist eine gut

lesbare Erzählung kein reiner Tatsachenbericht, sondern eine Mischung aus Fakten und Fiktion. Und so verknüpfte ich das, was Mama mir erzählte und mit genauen Daten belegte, mit dem, was ich für dazu passend hielt. Dazu schickte erst mal meinen Großvater Erwin, Mamas Papa, auf eine längere Fußreise.

Nachdem ich auf diese Weise den ersten Teil für mich stimmig abgeschlossen hatte, fragte ich, sehr zufrieden mit meinem Werk, meine Mutter bei meinem abendlichen Anruf, ob sie eine erste Leseprobe hören möchte.

„Du darfst mich aber nicht unterbrechen“, befahl ich streng und las ihr eine halbe Stunde lang über ihren Vater Erwin vor, der in meiner erdachten Geschichte im Jahr 1946 einen zweitägigen Fußmarsch unternimmt, um Nägel für den Bau eines Hühnerstalls zu organisieren.

Als ich fertig war, ließ ich meine letzten Worte nachwirken, und es herrschte eine feierliche Stille – bis meine Mutter sagte: „Dat stimmt doch vorne und hinten nicht, wat du da geschrieben hast!“

Ich riss die Augen auf. Wie bitte? Hatte ich mich verhört? Ich war auf Lobesworte eingestellt, wie ich das von meiner Mutter gewöhnt bin, schließlich ist sie mein größter Fan. Und nun so etwas. Ich war empört, wie konnte sie nur?

„Wie bist du denn drauf?“, rief ich ins Telefon.

Sie erwiderte ungerührt: „Dat ist doch unglaublich. 1946 wäre keiner freiwillig so weit zu Fuß gelaufen. Da hatten die Leute was anderes zu tun.“

Irgendwas hatte sie offenbar falsch verstanden.

„Der ist doch nicht spazieren gegangen“, erläuterte ich. „Der musste so weit laufen, um die Nägel zu organisieren!“

Ihre nächste Spitzfindigkeit ärgerte mich noch mehr, vor allem, weil mir die folgende unbequeme Frage insgeheim selbst schon durch den Kopf gegangen war: „Woher sollte der denn wissen, dass hinter Engelskirchen irgendeiner Nägel hat? Es gab doch kein Telefon und nix.“

Ich verlor die Geduld. „Das wusste der eben irgendwoher! Keine Ahnung. Vielleicht durch Mund-zu-Mund-Propaganda oder so!“

Wir einigten uns darauf, dass wir die Sache noch mal überschlafen würden, obwohl ich keinesfalls dazu bereit war, meine Ausführungen auch nur im Geringsten zu verändern. Ich beschloss, ihr in Zukunft nur noch die Teile vorzulesen, die in ihren Augen hieb- und stichfest waren. Mütter müssen nicht alles wissen.

### *April 2020*

Diese verdammte Hitze! Seit Wochen haben wir nahezu hochsommerliche Temperaturen. Kein Regen in Sicht, stattdessen dörrt ein ständiger beunruhigender Wind die ohnehin trockene Erde weiter aus. Heute habe ich junge Kastanienbäume gesehen, die bereits die Blätter hängen lassen, und das im April. Ich habe das Gefühl, wir befinden uns in einer Krise inmitten einer Krise. Es stellt sich die Frage, welche die schlimmere ist? Ich schreibe bei heruntergelassenen Rollos. Ich kann das ‚schöne Wetter‘ nicht mehr sehen.

Irgendwie stellen sich während des Schreibens merkwürdige Parallelen ein. Je mehr ich in die bedrohliche Endphase der Kriegsgeschehnisse eintauche, desto bedrückender erscheint mir die täglich auf die Erde herabbrennende Sonne. Alles spitzt sich zu. Es wird täglich heißer und trockener. Die Bäume und Pflanzen sterben, ebenso die Fische in den ausgetrockneten Bachbetten. Das spüre ich hautnah. Währenddessen schreibe ich über immer bedrohlichere Zustände gegen Kriegsende. Was kommt danach? Die Anspannung wächst. Alles scheint sich auf einen Punkt hinzubewegen.

Plötzlich heulen die Sirenen. Die Feuerwehr rast an meinem Haus vorbei. Eins, zwei, drei, vier Löschwagen im Großeinsatz. Die trockenen Wälder brennen wie Zunder. Drei Waldbrände an einem Tag!

Am Morgen des 30. April werde ich durch das Zischen der Reifen vorbeifahrender Autos geweckt. Ich reiße das Fenster auf – alles ist nass. Es regnet endlich.

Bäume und Sträucher atmen auf, und auch für mich ist der Regen wie eine Befreiung. Ich setze mich hin und beginne, Hannelores letzte Geschichte zu erzählen, auf die ich mich die ganze Zeit gefreut habe: Wie sie im Mai 1945 jubelnd über die ‚Vier-Eichen-Wiese‘ rennt, überglücklich, dass der Horror des Krieges endlich ein Ende hat. Und morgen ist der erste Mai 2020, das Kriegsende jährt sich in diesem Monat zum fünfundsiebzigsten Mal.

Die Pandemie jedoch hat uns alle weiterhin im Würgegriff. Mama erzählt mir, dass ihre neunzigjährige Nachbarin im St. Elisabeth häufig weint, weil sie Angst hat, ihren Mann, der sie bisher täglich besucht hat, nie mehr wiederzusehen. Was durchaus im Bereich des Möglichen liegt, denn keiner weiß, ob und wann sich die Zustände wieder normalisieren.

In allen Läden herrscht nun Maskenpflicht. Vor den Eingängen stehen Ordnungsleute, die das kontrollieren. Einige Menschen reißen sich ihren Mundnasenschutz erleichtert herunter, sobald sie rauskommen, andere tragen ihn auch draußen, obwohl das gar nicht nötig ist. Die Gesellschaft scheint sich in zwei Lager zu spalten: Maskenbefürworter und Maskengegner. Man beobachtet sich gegenseitig: Die trägt keine Maske! Da stehen welche zu mehreren zusammen! Maiers feiern mit ein paar Leuten in ihrem Garten! Man ruft das Ordnungsamt, die Polizei.

Kräfte setzen sich in Bewegung. Strömungen entstehen und verdichten sich. Wer kontrolliert sie? erinnert uns das an irgendwas?

An dem Freitag, bevor der Mundnasenschutz in den Läden Pflicht wird, mache ich einen Großeinkauf, um nicht so oft in den Supermarkt zu müssen. Zucker, Mehl, Salz, Reis, Kaffee ... Ich nehme mir vor, einen Monat lang kein Geschäft zu betreten. Eier, Milch und Fleisch bekomme ich vom Bauernhof, wo es sogar Wurst aus artgerechter Tierhaltung gibt. Obst und Gemüse hole ich einmal die Woche an einem Stand auf dem Markt.

Ich muss mit den Lebensmitteln haushalten, sparen, improvisieren. Ich mache Flüssigseife aus Kernseife und Kokosöl, backe Brot und zum ersten Mal in meinem Leben einen Tortenboden aus Biskuit. Ich versuche mich sogar an Käse aus Frischmilch, wie ihn meine Großmutter Wilhelmine immer gemacht hat. Ich stelle fest, dass Kernseife beim Haarewaschen genauso schäumt wie Shampoo, und dass sich Glasflächen ganz einfach mit Wasser und Tüchern, ohne Fensterreiniger aus der Sprühflasche, putzen lassen.

Es funktioniert, und ich bekomme nebenbei ansatzweise ein Gefühl für das Haushalten, Sparen und Improvisieren, wie es meine Oma während der ‚schlechten Zeit‘ praktiziert hat. Ich denke in diesen Tagen viel an sie, die schon lange nicht mehr da ist, und fühle mich ihr wieder ein bisschen näher.

### ***Mai 2020***

Nach ein paar Sonnentagen hat sich der Himmel wieder bewölkt, und für das Wochenende ist Regen angesagt. Dann haben wir wieder unser gewohntes ‚Oberbergisches Mistwetter‘. Zumindest das hat sich normalisiert.

Die letzte Geschichte über meinen Urgroßvater Henri Haute ist geschrieben, der Buchtext wird lektoriert, und wer weiß, vielleicht kann ich bald mit Mama die geplante Lesereise antreten.

Hoffentlich insistiert sie dann nicht vor den Ohren der Zuhörer: „Dat stimmt doch vorne und hinten nicht, wat du da geschrieben hast!“

## ***Personen im Buch***

### **Familie Orbach**

Hannelore Orbach, die mit elf Jahren ihre Heimatstadt Köln verlassen muss und im Oberbergischen Land ein neues Zuhause findet.

Reinald, ihr kleiner Bruder und liebster Spielgefährte, mit dem sie bis zu ihrem Umzug Köln-Humboldt unsicher macht.

Anneliese, ihre ältere Schwester, die aufgrund ihrer Epilepsie in Gefahr ist, Hitlers Euthanasieprogramm zum Opfer zu fallen.

Erwin Orbach, Hannelores Vater, der noch vor Kriegsende beginnt, mit seinen eigenen Händen im Oberbergischen ein Haus für seine Familie zu bauen.

Wilhelmine (Helli) Orbach, Erwins Frau, die ihre drei Kinder durch kluges Schalten und Walten unbeschadet durch die schwere Zeit bringt.

### **Erwins Geschwister**

Klara (Kläre) und ihr Mann Heinrich, die Anneliese aufnehmen, als Köln von Bombenangriffen terrorisiert wird.

Elisabeth (Ella) und ihr Mann Joseph, bei denen Hannelore die letzten Kriegsjahre erlebt.

Anna (Änne) und ihr Mann Wilhelm, die in Holland leben und Hannelore gerne adoptiert hätten.

### **Wilhelmines Geschwister**

Agnes, die Unternehmungslustige, die viel mit den drei Kindern unternimmt, und die niemals ohne Hund anzutreffen ist.

Wilhelm (Willi) und seine Frau Liesel, deren einziges Kind die verwöhnte Katharina (Käthi) ist.

Heinrich (Heini), der von seinem Einsatz an der Ostfront als unzugänglicher Sonderling zurückkehrt.

Edgar, den die drei Kinder nie kennengelernt haben und dessen Grab sie mit Feldblumen schmücken.

### **Außerdem**

Henri Haute alias Heinrich Haut, Wilhelmines Vater, der seine letzten Lebensjahre doch noch in der Nähe seiner verlorenen Kinder verbringen darf.



*Oben; hinten links: Änne und Wilhelm, hinten rechts: Klara und Heinrich, vorne: Erwin, seine Mutter Anna mit Hannelore auf dem Schoß, Wilhelmine mit Anneliese*

# Edgar

*Köln Deutz, August 1926*

Willi wartete ungeduldig auf seinen älteren Bruder.

„Wo bleibt der Kerl nur?“

Edgar hatte ihm versprochen, zeitig nach Hause zu kommen, um ihm bei der Reparatur seines Fahrrads zu helfen, mit dem er morgens zur Arbeit fuhr. Jetzt war es schon acht Uhr abends, bald würden sie für ihr Vorhaben nicht mehr genug Licht haben. Willi war verärgert.

Dann hörte er das laute Poltern von schweren Stiefeln auf der Holzstiege. Endlich! Die Zimmertür wurde aufgerissen und Edgar stürmte herein. Er zerrte die Windjacke von seinem Körper und schleuderte sie wütend in den Sessel. Seine Haare waren zerzaust, das Gesicht hochrot, und das Hemd hatte nasse Schweißflecken.

„Das geht zu weit! Die haben sie doch nicht alle!“ Er sah fast aus, als würde er vor Wut gleich anfangen zu heulen. „Ohne mich! Die können mir ab jetzt gestohlen bleiben.“

„Was ist denn los?“, will Willi wissen.

Edgar winkte ab. „Nichts, ist schon gut.“

„Aber ...?“

„Lass gut sein, Willi“, unterbricht ihn sein Bruder.

Mehr war aus Edgar nicht herauszukriegen. An diesem Abend wurde das Fahrrad nicht mehr repariert, und Willi musste am nächsten Morgen früher aufstehen, um rechtzeitig zur Arbeit zu kommen.

Am Sonntagmorgen klingelte es.

Zwei Kumpel von Edgar standen vor der Tür. Er solle sich rasch fertig machen, verkündete der eine, es sei ein Ausflug zum Drachenfels geplant, die anderen warteten schon unten.

Erwin wurde weiß wie die Wand, nickte aber und holte seine Schuhe. Beunruhigt beobachtete Willi, wie sein Bruder sich auf dem wackeligen Schemel im Flur niederließ, um die Wanderschuhe zu schnüren. Dann zog er wortlos seine Jacke an und wandte sich zur Tür. Willi packte ihn beim Arm und wollte ihn zurückhalten, doch Edgar entwand sich seinem Griff. Er warf ihm noch einen kurzen Blick zu.

„Tschüss dann.“

Auch die beiden anderen grüßten kurz. Dann entfernten sich ihre schweren Schritte, und die Haustür fiel mit einem Knall ins Schloss. Kurz drauf wurde ein Dieselmotor gestartet.

Es war das letzte Mal, dass Willi seinen Bruder sah. Am Sonntagabend standen die beiden jungen SA-Männer wieder vor seiner Tür und teilten ihm mit feierlich-ernster Miene mit, dass Edgar beim Klettern leider tödlich verunglückt sei.

Man bedauere sehr. Das Begräbnis würde selbstverständlich in allen Ehren stattfinden.





*Erwin Orbach  
geboren am 23.12.1899 in Gimborn, im Oberbergischen Land,  
als Sohn von Albert Orbach und Anna, geb. Berg und  
als Bruder von drei Schwestern:  
Klara (Kläre), Elisabeth (Ella) und Anna (Änne).*

# Erwin

## *Februar 1946 im Oberbergischen Land*

Dieser Winter war einer der kältesten der letzten Jahrzehnte und hatte der kriegsgebeutelten Bevölkerung noch einmal richtig schlimm zuge-setzt, zumal Brennmaterial, wie Holz und Kohlen, auf normalem Wege fast nicht mehr zu bekommen war. Nun hatte die Schneeschmelze plötzlich eingesetzt und das Aggertal in weiten Teilen überschwemmt, was eine Wanderung nicht einfacher machte.

Erwin hatte erfahren, dass ein alter Freund etwas besaß, das er dringend brauchte: Nägel. Darum hatte er sich am Morgen zuvor auf den Weg zu ihm gemacht. Die Nägel waren allerdings nicht neu, sondern von Leonard mühsam zusammengesammelt, aus den verkohlten Balken und Brettern zerstörter Häuser und Scheunen herausgezogen und auf dem provisorischen Amboss mit Hammer und Zange wieder gerade gebogen worden.

Leonard und Erwin hatten sich lange nicht gesehen und hockten bis spätabends am Küchenherd, in dem sogar etwas Holz glimmte, um Geschichten auszutauschen. Genüsslich hatte der Freund zwei von den mitgebrachten Zigaretten geraucht, die Erwin von belgischen Besatzungssoldaten abgestaubt hatte.

So hatten sie in dieser Nacht nur wenig Schlaf gefunden, und Erwin machte sich am frühen Morgen völlig übermüdet auf den langen Heimweg.

Nach einigen Kilometern strammen Fußmarschs ließ er den abgeschabten Wehrmacht-Tornister von den schmerzenden Schultern gleiten und ließ sich bei der sonnigen Böschung am Straßenrand nieder. Er öffnete den mit Fell bespannten ‚Affen‘, wie man den Tornister mehr oder weniger liebevoll bezeichnete, und suchte zwischen mehreren Tüten mit Nägeln nach der blechernen, verbeulten Brotdose, die genau drei Scheiben altbackenes Brot mit Rübenkraut und einen schrumpeligen Apfel vom Vorjahr enthielt. Damit musste er bis heute Abend auskommen. In der kleinen Thermoskanne, ebenfalls aus Blech, war sogar noch ein Rest von dem Bohnenkaffee, den Leonard ihm mit auf den Weg gegeben hatte – ein absoluter Luxus in diesen schwierigen Zeiten.

Gestern war er von einem belgischen Pritschewagen ein gutes Stück mitgenommen worden. Dieses Glück würde er heute sicher nicht mehr haben, sondern musste vermutlich den ganzen Weg zu Fuß zurücklegen. Er verstaute die Blechdose mit den beiden verbliebenen Brotscheiben, schulterte den ‚Affen‘, schob sich ein Stück der kostbaren Kullitsch-Stange (Lakritz) in die Wange und machte sich wieder auf den Weg.

Als er sich Engelskirchen näherte, wurde das Gehen auf der Straße immer mühseliger. Die alte ‚Reichsstraße 55‘ hatte durch schwere Kettenfahrzeuge, den strengen Winter und der Überschwemmung nach der Schneeschmelze stark gelitten, und je näher er dem einstmals blühenden Örtchen kam, desto mehr glich sie einer aufgeweich-

ten Schotterpiste. Schon von weitem sah er den Turm von St. Peter und Paul aus den Trümmern ragen, eines der wenigen Gebäude, das den furchtbaren Fliegerangriff im März 1945 überstanden hatte. Noch in den letzten Kriegswochen war das Städtchen zu nahezu achtzig Prozent von den britischen Streitkräften in Schutt und Asche gelegt worden, und viele Einwohner hatten bei den grauenvollen Bombardements den Tod gefunden. Der eigentliche Grund für den Angriff war wohl die Zerstörung wichtiger Verkehrswege gewesen, die hier in Engelskirchen ihren Knotenpunkt hatten: Die Reichsstraße 55, die Leppestraße, die Aggertalbahn und die Leppbahn.

Entgegen seinem ursprünglichen Plan, durch Engelskirchen weiter in Richtung Ränderoth zu wandern, schwenkte er links ins Leppetäl ab. Seine geschnürten Lederschuhe waren längst durchgeweicht und seine Zehen trotz des strammen Schrittes eiskalt. Er tröstete sich mit dem Gedanken an ein paar trockene Socken und den Kanonenofen, an dem er heute Abend seine geschundenen Füße wärmen würde. So arbeitete er sich tapfer auf der maroden Straße weiter, vorbei an den Überresten der kleinen Orte mit den romantischen Namen Rosenau und Blumenau, die jedoch das Pech gehabt hatten, an der Verbindungsstrecke zu den Stahlwerken zu liegen.

An einem herrlichen Märztag, dem letzten Montag vor Ostern 1945, war das Schreckliche passiert: Ein Geschwader Jagdbomber hatte Blumenau bei einem Angriff auf die Kleinbahn in wenigen

Minuten in ein flammendes Inferno verwandelt. Überlebende hatten berichtet, dass ganze Häuser in die Luft geflogen und herumgewirbelt seien. Über dreißig Dorfbewohner hatten ihr Leben verloren. Nun wanderte Erwin vorbei an Trümmern und brachliegenden, schlammigen Gärten, in denen einzelne dürre Kohlpflanzen den Winter überlebt hatten und kahle Obstbäume trostlos zwischen den Schneeresten standen.

Er dachte traurig an seinen eigenen Garten am Rande der Humboldt-Kolonie zurück, der ihn und seine Familie vor und während des Krieges ernährt hatte und den er zurücklassen musste, als sie bei dem schweren Luftangriff auf die rechtsrheinischen Kölner Stadtteile im Juli 1943 ihre Wohnung verloren hatten. Aber er schüttelte die trüben Gedanken ab und schritt weiter entschlossen voran. Er würde einen neuen Garten haben, noch schöner und größer als den in Köln, mit Gemüsebeeten, Beeresträuchern sowie einem imposanten Kirschbaum mittendrin. Und Hühner würden sie wieder halten, dachte er, während er einer riesigen Schlammfütze auswich. Einen schönen Hahn und eine Schar fleißiger Legehennen. Bretter und Teerpappe für den Stallbau lagen schon bereit, und die dafür notwendigen Nägel drückten gerade durch den Stoff des Rucksacks schwer auf seinen Rücken. Er konnte sich glücklich schätzen, denn er, Helli und die Kinder hatten überlebt. Er war jetzt sechsundvierzig Jahre alt, und er würde ihnen mit seinen eigenen Händen ein neues Zuhause schaffen, hier in seiner Heimat, dem Oberbergischen Land.

Sein nächstes Ziel war der kleine Bahnhof an der Wegscheide, wo die Gelpe der Leppe zufließt und die Schienen der Schmalspurbahn in Richtung Kaiserau abbiegen und im Schatten dichter Wälder weiter durch das enge Felsental verlaufen. Dort würde er kurz verschlafen und ein paar Schluck von dem hoffentlich noch warmen Kaffee trinken.

Am späten Mittag schraubte Erwin auf den Stufen der Verladerrampe seine leere Thermosflasche zu. Hier hatte der ‚Feurige Elias‘ bis vor kurzem Station gemacht – jetzt lag der Bahnhof verlassen da. Ein paar Dachziegel waren herabgerutscht und lagen zersplittert auf dem Kopfsteinpflaster vor der Rampe. Gräser und andere Unkräuter hatten sich in den Fugen zwischen den Pflastersteinen ausgebreitet, und zähe Brombeerranken begannen bereits, die Schienen zu überwuchern. Außer vereinzelt Vogelstimmen war alles still.

Für kurze Zeit hatte die Sonne ihn etwas gewärmt, aber nun zogen erste graue Wolken auf, und er blickte besorgt zum Himmel; Schnee oder Schneeregen war das Letzte, was er jetzt gebrauchen konnte, denn bis zur Kotthäuser Höhe waren es noch mindestens zehn Kilometer.

Zum Glück wurde das Laufen ab hier deutlich einfacher. Die alte Landstraße ging durch das offene Wiesental anfangs nur leicht bergan und war relativ gut in Schuss. Schöne Fachwerkhäuser und Bauernhöfe säumten den Weg; sie waren für die Alliierten kein lohnendes Ziel gewesen und hatten

den Krieg unbeschadet überstanden. Aber er pasierte auch einen zerschossenen, vor sich hin rostenden LKW, der wahrscheinlich von den Tieffliegern angegriffen worden war. Die Vorstellung der Szenerie ließ ihn schaudern, und er richtete den Blick geradeaus.

Während Erwin im Gehen den Apfel bis auf den Stängel aufaß, sinnierte er darüber, wie nach der Ausbombung in Köln allmählich der Gedanke herangereift war, hier in der Nähe von Gummersbach, wo auch seine beiden Schwestern Ella und Klara, genannt Klärchen, lebten, ein Haus zu bauen. Zuerst hatte er deren Hilfe in Anspruch nehmen müssen, nachdem seine Familie und er quasi obdachlos geworden waren, und musste es teilweise heute noch. Seine Frau Helli war mit dem inzwischen zwölfjährigen Reinald und seiner Ältesten, Anneliese, nach wie vor bei Klärchen untergebracht, und Hannelore, sein mittleres Kind, wohnte bei Ella und ihrem Mann Joseph. Gegen Hilfe in Haus und Garten hatte er selbst so manchen Teller Suppe, so manche Brotscheibe dankbar von den Schwestern entgegengenommen. Aber er hatte seine Pläne vorangetrieben und tatsächlich durch Beziehungen ein Grundstück erwerben können. Es war Teil eines hochgelegenen, weitläufigen Weidelandes, zu einem Preis von fünfzig Pfennig pro Quadratmeter. Im Juli 1944, dem letzten Kriegssommer, hatte er den ersten Spatenstich getan.

Als das Haus in der Odenwaldstraße in Köln-Humboldt im Sommer des Vorjahres bei einem

der schweren Luftangriffe völlig zerstört worden war, hatte er trotzdem noch bis zum Frühjahr bei der Firma Liesegang in Kalk gearbeitet. Während Frau und Kinder bei den Verwandten im Oberbergischen untergekommen waren, war er in Köln geblieben und hatte im Gartenhaus geschlafen, bis auch das nicht mehr möglich war. Wo ihm bisher die Anstellung in einem stahlverarbeitenden Betrieb die Einberufung erspart hatte, drohte jetzt zu allem Unglück auch noch die Zwangsrekrutierung, denn in der Endphase des Krieges, ab Oktober 1944, wurden alle waffenfähigen Männer im Alter von sechzehn bis sechzig Jahren zum ‚Volkssturm‘ eingezogen, um den ‚Heimatboden‘ des Deutschen Reiches zu verteidigen. Er hatte also ständig auf der Hut sein müssen.

Das Knarren eines herannahenden Fuhrwerks riss ihn aus seinen Gedanken. Ein Pfeife rauchender Bauer erklärte sich bereit, ihn bis Wegescheid mitzunehmen. Das schwere braune Arbeitspferd zog an, und Erwin ließ seine Last erleichtert auf die Bretter des Ladewagens sinken. Von Wegescheid aus waren es noch mal etwa zwei Kilometer bis zum nächsten Ort, dem letzten vor seinem Ziel. Hier wollte er die Gelegenheit nutzen, kurz bei seiner Kusine Lene vorbeizuschauen, die als Witwe allein in ihrem kleinen Häuschen lebte.

Seit fast zwei Jahren war er jetzt mit dem Hausbau beschäftigt. Nachdem er zuerst innerhalb der gespannten Richtschnur Grassoden und die darunterliegende Erdschicht ausgehoben hatte,

begann die schwerste Arbeit, denn um ein Fundament anzulegen, mussten zuerst unzählige Zentner Grauwacke entfernt werden. Den ganzen Sommer hindurch hatte er mit Schaufel und Spitzhacke geschuftet, Erdreich und Steine aus der Grube befördert und diese sortiert, um sie teilweise später für den Aufbau der Grundmauern zu verwenden. Obwohl er eigentlich gut zu Fuß war, war er für einen abendlichen Marsch zum Haus seiner Schwester Klara oft zu erschöpft gewesen und hatte es vorgezogen, unter freiem Himmel zu übernachten. Sein einziger Besitz waren derzeit seine Schubkarre, Schaufel und Hacke sowie ein paar Decken und Kleidungsstücke, die er, zusammen mit etwas Proviant, in einem alten Industrie-Metallschrank unter ein paar dichten Tannen in der Nähe seiner Baustelle verborgen gehalten hatte. Als kurz vor Wintereinbruch die Kellerdecke eingezogen werden konnte, stellte er als erstes ein Feldbett und den Kanonenofen auf und hatte zum ersten Mal seit langem wieder ein eigenes Dach über dem Kopf.

Im Gegensatz zu tausenden anderen Ausgebombten hatte er noch Glück im Unglück gehabt, denn er fand im selben Jahr eine Anstellung als städtischer Arbeiter, hielt die Anlagen der öffentlichen Gebäude in Ordnung, kehrte Straßen und Wege und verrichtete alle möglichen Reparaturarbeiten. Durch die nahe Beziehung zur Stadtverwaltung war er bei der Vergabe der Unterstützung für diejenigen, die ihr Heim verloren hatten, an der Quelle gewesen. Statt dem sogenannten Behelfsheim, das den Ausgebombten zustand, hatte er

das preiswerte Grundstück und finanzielle Hilfe zum Hausbau bekommen. Sein eigener unermüdlicher Einsatz und nicht zuletzt so mancher gegen Material und Werkzeug eingetauschte Zigaretten-Bezugschein hatten ihr Übriges getan.

Als sich das schwere Gespann in gemächlich ruckelndem Tempo der Wegscheide und dem nach ihr benannten Örtchen näherte, spürte Erwin den kalten Westwind im Rücken, der auch vereinzelt Schneeflocken vor sich hertrieb. Er versuchte, seine Jacke fester um sich zusammenzuziehen, bedankte sich bei dem wortkargen Bauern und machte ein paar vorsichtige Schritte auf seinen kalten, schmerzenden Füßen. Manchmal war es besser, in Bewegung zu bleiben. Aber er hatte gelernt, die Zähne zusammenzubeißen und durchzuhalten. Also schulterte er den Tornister und nahm seinen Weg wieder auf, so gut es eben ging.

Am Nachmittag erreichte Erwin Kusine Lenes winziges Häuschen am Dorfrand. Das eingeschossige Haus verfügte nur über eine Küche, eine kleine Schlafkammer und einen unterirdischen Lagerraum von circa zwei mal zwei Metern, der durch eine schwere Holzklappe mit Eisenring vom Flur aus erreichbar war. In dem Holzverschlag, der an der Westseite ans Haus angebaut war, hielt sie ein paar Hühner und eine der genügsamen Ziegen, die in damaligen Zeiten auch die ‚Kuh der kleinen Leute‘ genannt wurde.

Lange würde er nicht bleiben können, denn das Wetter wurde immer ungemütlicher, und die

Dunkelheit würde früh hereinbrechen. Vom Gartentürchen aus sah er schon den Reisigbesen quer in der Türleibung stehen – ein sicheres Zeichen, dass Lene ausgeflogen war.

Trotz seiner Bescheidenheit besaß das Haus eine schöne, quergeteilte bergische Eichentür. Er drückte erst die obere Hälfte auf, dann die untere und betrat den kleinen düsteren Flur. In der Küche glühten ein paar Holzscheite im Herd, auf dessen eisernen Ringen ein Wasserkessel stand, der zwar kein heißes, aber immerhin gut gewärmtes Wasser enthielt. Vor dem Fenster baumelten einige Bündel getrockneter Minze, und im Küchenschrank fand er sogar eine Zuckerdose. Obwohl der Pfefferminztee in der Blechtasse nicht heiß war, tat er ihm unendlich gut. Er dachte amüsiert an seine eigenwillige Kusine, während er langsam und genüsslich trank.

Lene stand bei manch einem in Verdacht, übernatürliche Kräfte zu besitzen, seitdem sie die Ziege ihrer Nachbarin ‚verhext‘ hatte. Die beiden Frauen waren in Streit geraten, und Lene hatte ihr letztlich an den Kopf geworfen: „Ich wünsch dir, dat ding Zeech doot im Stall litt, wenn de noh heem küst!“ Und so geschah es – als die Nachbarin heimkehrte, war die Ziege auf ungeklärte Weise aus dem Leben geschieden.

Erwin lächelte in sich hinein, als er sich an eine weitere Begebenheit erinnerte: Da hatte Lene seiner erschrockenen Schwester Klara sonntags die Schüssel mit der Schlagsahne entrissen und sie

mit den Worten: „Jang rus hier, du häs de Dääch, dat doocht nich!“, aus der Küche gescheucht, weil sie der Meinung war, dass in der Nähe von Frauen, die „de Dääch“ haben, die Schlagsahne nicht steif wird. Woher sie über Klaras Zustand informiert war und ob Sahne tatsächlich auf die Anwesenheit menstruierender Frauen sauer reagiert, wusste er nicht. Das waren ‚Frauensachen‘, da hielt er sich lieber raus.

Er wusch die Tasse am Spülstein aus und stellte sie ordentlich zurück aufs Bord. Dann kralte er die schnurrende Tigerkatze hinter den Ohren und nahm den Rest des Wegs in Angriff.

Tatsächlich gehörte es früher auf den abgelegenen Dörfern dieser Gegend zu den Gepflogenheiten, den Besen quer in die Tür zu stellen, um anzuzeigen, dass man nicht zu Hause war. Jeder ordentliche Mensch hatte trotzdem Betretungsrecht, durfte sich sogar in angemessenem Rahmen mit Wasser und Nahrung versorgen. Seine Kusine pflegte diesen alten Brauch auch heute noch. Einmal war es vorgekommen, dass sie bei ihrer Heimkehr feststellte, dass ein vorüberziehender Wanderer sich einen Teller Suppe genommen hatte, bevor er seinen Weg fortsetzte. Für Lene kein Problem, denn er hatte sich an die Regeln gehalten: Er hatte sich nicht mehr als das Nötigste genommen, um satt zu werden, Teller und Löffel abgespült und ihr Haus ordentlich hinterlassen.

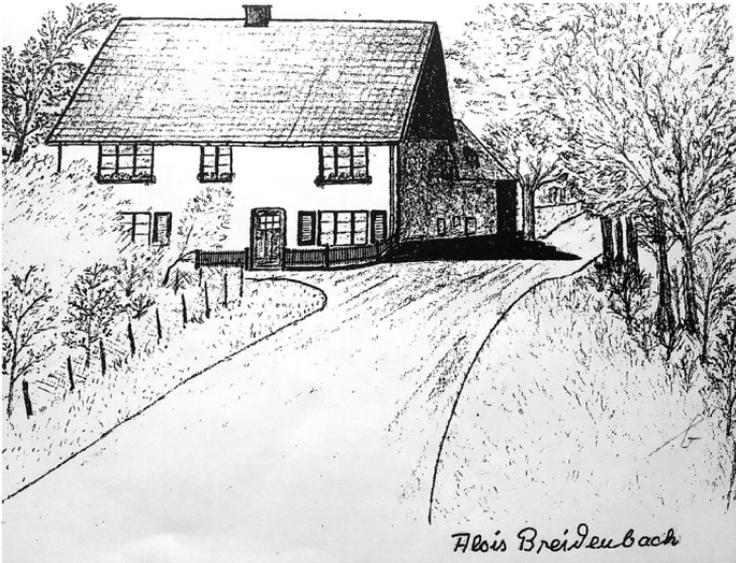
Inzwischen war es recht dämmerig geworden, und das fehlende Licht machte ihm bei der Ab-

kürzung durch den Tannenwald zu schaffen. Unglücklicherweise schob sich im Unterholz ein spitzer Ast in sein Hosenbein und zerschrammte ihm schmerzhaft den Unterschenkel. Nachdem er ihn entfernt hatte, fühlte er Blut an seinem Bein herunterlaufen. Aber er würde es bald geschafft haben – er näherte sich bereits der Stelle, wo er die Bahnschienen im Tal überqueren und den letzten Anstieg querfeldein in Angriff nehmen würde.

Als er den Schutz des Waldes verließ, dachte er daran, wie gefährlich es bis vor kurzem noch war, sich ohne Deckung frei zu bewegen. Besonders im letzten Kriegsjahr musste man immer mit den in Sekundenschnelle heranbrausenden Tieffliegern rechnen, die scheinbar wahllos auf alles schossen, was sich bewegte.

Später waren es zusätzlich entlassene oder ausgebrochene russische Kriegsgefangene, vor denen man sich in Acht nehmen musste. Sie waren in verschiedenen Lagern in der Gegend teilweise zu Tausenden zusammengepfercht und unter anderem zur Zwangsarbeit in den Stahlbaubetrieben im Leppetäl eingezogen worden. Als der Krieg zu Ende ging, zogen manche von ihnen stehend und mordend durch die Gegend.

Im Juni 1945 war ein Einheimischer von marodierenden Russen erschossen worden, die es auf die Kleidung, die er am Leibe trug, abgesehen hatten. Das war auf der Straße an dem einsamen ‚Wulfshus‘ (Wolfshaus) passiert, ganz in der Nähe seines Heimatortes Erlinghagen bei Gimborn.



Wulfshus

Diese Gefahren waren zum Glück überstanden, auch wenn Angst und Schrecken allen noch in den Gliedern steckten.

Nachdem Erwin den Hügel halb erklommen hatte, sah er auf der Höhe den Kamin und den noch ungedeckten Dachstuhl seines Hauses vor dem grauen Abendhimmel. Die Freude darüber ließ ihn seine letzten Kräfte bündeln. Er vergaß den drückenden Tornister, die quälende Wunde am Bein sowie die schmerzenden Füße und schritt frohen Mutes seinem neuen Zuhause entgegen.



*Anneliese und Hannelore*

# Hannelore

## *I. Köln-Humboldt 1933-1936*

### *Ostern 1933*

Meine erste Erinnerung reicht zurück in die Zeit, als wir gerade in die Odenwaldstraße 13 gezogen waren und unsere 3-Zimmer-Wohnung in der dritten Etage noch nicht vollständig eingerichtet war. In der halbleeren Küche betrachtete ich voller Staunen ein goldgelbes Küken, das Vater für uns Kinder zum Anschauen mitgebracht hatte. Ängstlich kuschelte sich das winzige Tierchen in Vaters Hand, und ich berührte vorsichtig mit meinem Finger sein flaumiges Federkleid. Auf dem Boden abgesetzt, flatterte und sprattelte es hilflos herum, und ich hörte die kratzenden Geräusche seiner winzigen Krallen, die auf den glatten Dielen keinen Halt fanden.

Plötzlich flog die Tür auf, meine vierjährige Schwester Anneliese stürmte in den Raum und trat genau dorthin, wo das niedliche Küken saß.

Es war das erste Mal in meinem gerade mal anderthalbjährigen Leben, dass etwas Unbegreifliches, Schreckliches in meine heile Welt trat. Und während meine Schwester laut weinte und mein Vater das tote Tierchen vorsichtig in ein Taschentuch packte, lief ich verwirrt und erschrocken zum Fenster und hüllte mich Schutz suchend in den bodenlangen Vorhang ein, wo ich mich versteckt hielt, bis Vater mich an der Hand nahm und mir

aus der Dose im Küchenschrank eins von den Bonbons gab, die eigentlich nur besonderen Gelegenheiten vorbehalten waren.

### ***Ein Brüderchen***

Am 12. Juli desselben Jahres wurde mein Bruder Reinald geboren. Ich verstand nicht, warum ich an diesem Tag nicht zu meiner Mama durfte und warum eine fremde Frau bei ihr im Schlafzimmer war. Dann wurde ich von meinem Vater auch noch weggebracht. Er trug ein kleines Kofferchen an der Hand, das er für mich gepackt hatte. Obwohl ich noch keine zwei Jahre alt war, fiel mir auf, dass ein Ärmel heraushing, und ich hätte Vater gern darauf aufmerksam gemacht. Aber ich konnte nichts sagen, weil ich noch keine Worte dafür hatte. So trappelte ich neben ihm her, bis er mich auf den Arm nahm und an einem Treffpunkt einer jungen Frau übergab, die mich und das Kofferchen per Fahrrad nach Rösrath transportierte, wo ich für eine Woche bei der Familie Sommer, Bekannten meiner Eltern, untergebracht wurde.

Als ich zurück nach Hause kam, lag mein kleiner Bruder in seinem Stubenwagen – einem Körbchen auf gedrechselten, hölzernen Beinen mit Rollen darunter, das mir nahezu haushoch vorkam. Für mich blieb er darin zunächst unsichtbar, bis meine Mutter mich eines Tages hochhob und ich den ersten Blick auf mein schlafendes Brüderchen werfen konnte. Staunend betrachtete ich sein Köpfchen

mit dem zarten weißblonden Haarflaum und die winzigen Fäuste, die rechts und links davon auf dem Kissen lagen. Dann schlug er die Augen auf, und ich begegnete seinem unsteten Babyblick. Es war mucksmäuschenstill im Zimmer, während ich ihn von Mutters Arm aus beobachtete. Das also war mein langerwarteter Bruder.

Plötzlich zog in seinem Gesicht ein Unwetter auf, es wurde dunkelrot, und aus dem zahnlosen Mund ertönte lautes Geschrei. Die kleinen Fäuste, die eben noch so friedlich auf dem Kissen geruht hatten, ruderten heftig in der Luft herum und Mutter stellte mich wieder auf den Boden, um Reinald aus seinem Körbchen zu heben.

Später wurde Reinald mein liebster Spielgefährte, denn er war ein äußerst piffiges Kerlchen und genauso unternehmungslustig wie ich. Manchmal erweckte er bei mir allerdings Anflüge von Eifersucht, denn er wusste schon sehr früh seinen Charme einzusetzen, um unsere Mutter um den Finger zu wickeln.

„Gell Mutti, ich bin dein Goldibübchen?“, umgarnte er sie, wenn er etwas wollte.

Seine strahlend blauen Augen machten ihn unwiderstehlich, sodass Mutter seufzte, ihm über den hellblonden Bubikopf strich und sagte: „Ja, du bist mein Goldibübchen.“

Und so war es ihr ganzes Leben lang, Reinald konnte sich erlauben, was er wollte, er war der geborene Sonnyboy und blieb immer Mutters Goldibübchen.



*Reinald*

### ***Kinder der ‚Kolonie‘***

#### **Die Kolonie Humboldt-Gremberg**

In Köln-Kalk wurde im 19. Jahrhundert die ‚Maschinenbauanstalt Humboldt‘ gegründet, benannt nach dem Naturforscher Alexander von Humboldt. Durch die stark expandierende Industrie entstand ein Bedarf an Wohnmöglichkeiten für Arbeiter, und man entschloss sich, auf dem freien Feld südlich von Kalk, eine Arbeitersiedlung, die Humboldt-Kolonie, mit zwei- bis dreigeschossigen Miethäusern zu errichten. Gremberg hingegen gehörte bis 1910 zur Gemeinde Vingst. Nach dem 2. Weltkrieg, der den alten Stadtteil größtenteils zerstörte, wurde dieser neu errichtet und ausgebaut, sodass Humboldt und Gremberg immer mehr zusammenwuchsen.

Wer meint, wir hätten als Stadtkinder ein tristes Leben zwischen grauen Mauern geführt, der irrt sich. Vor dem Acht-Familien-Haus, in dem wir lebten und das zu beiden Seiten direkt an andere dreistöckige Mehrfamilienhäuser anschloss, lag ein großer freier Platz, auf dem jeden Sommer der Zirkus gastierte und dessen Pflaster für uns und die vielen Nachbarkinder bestens zum Spielen geeignet war, denn damals fuhren kaum Autos. Wir sprangen ‚Seilchen‘ und ‚Hüpfekästchen‘ und machten Kreisspiele und Ringelreihen, bei denen wir uns alle an den Händen fassten und gemeinsam sangen.

*Ringel, Ringel, Rosen,  
schöne Aprikosen,  
Veilchen blau, Vergissmeinnicht,  
alle Kinder setzen sich!*

Fast jeder Junge hatte in der Hosentasche ein Säckchen mit ‚Klickern‘. Diese kleinen Spielkugeln, auch Murmeln genannt, gab es aus einfachem Ton oder farbigem Glas, manche besonders schöne hatten im Inneren eine bunte Spirale. Das Spiel ähnelte dem französischen Boule, es ging darum, die Klicker in einer Mulde zu versenken, die zuvor in den Boden gekratzt wurde. Die schlichten tönernen wurden zum Spielen benutzt, die gläsernen eher zum Herumzeigen und Angeben. Eine besonders große, schön gefärbte Murmel galt als Statussymbol, wie heutzutage ein besonders teures Handy.

Von unserem Haus aus führte die damals bereits asphaltierte Gremberger Straße zum Humboldtpark. Die Strecke eignete sich ideal zum Rollschuh-

laufen und zum Fahren mit dem Rädchen oder dem Roller. Mitten zwischen den Büschen, Rasenflächen und Bäumen des riesigen Parks lag ein Kinderspielplatz, auf dem wir ‚Bäumchen wechsel dich‘ und ‚Verstecken‘ spielten, im Sandkasten buddelten oder uns eine Bude aus Ästen, Brettern und anderen Fundstücken bauten.

So waren wir sommers wie winters viel mit unseren Spielgefährten an der frischen Luft, wobei erwartet wurde, dass die größeren Kinder auf die Kleinen aufpassen. Das funktionierte auch recht gut, jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, dass jemals einem Kind ernsthaft etwas passiert wäre. Die Eltern verließen sich darauf, sie hatten anderes zu tun, als ständig hinter den ‚Pänz‘ her zu sein. Allerdings hatten wir uns spätestens zum Abendessen zu Hause einzufinden, sonst konnte es auch mal was ‚hinter die Löffel‘ geben. Auch wenn die Erziehung damals strenger war als heute, genossen wir viele Freiheiten.



v. l. n. r.: Hannelore, Anneliese, Käthi, Reinald

## Der Garten



v. l. n. r.: Reinald, Anneliese, Hannelore

Am herrlichsten war es in unserem Garten, der ein ganzes Stück von unserer Wohnung entfernt lag und in dem wir nicht nur spielten, sondern auch Kartoffeln, Gemüse, Salat, Äpfel, Birnen und Beeren anbauten und ernteten. Dort, wo nach dem Krieg große Industriehallen entstanden, versorgten damals üppige Schrebergärten die Familien mit Nahrungsmitteln, denn der fruchtbare Lössboden der Rheinischen Tiefebene und das in der Regel milde Klima der Kölner Bucht sorgten für reichliche Erträge. Heute erinnern nur noch ein paar kläglich dahinvegetierende, verkrüppelte Apfelbäumchen am Rande eines großen Parkplatzes an die einstmals blühenden Gärten.

Ab Juni ließen wir uns die sonnengereiften Erdbeeren schmecken, und die dunkelroten, aromatischen Tomaten waren mit ihrem festen Fleisch nicht zu vergleichen mit den faden ‚Wasserbomben‘, die heutzutage zum Kauf angeboten werden.

Vater züchtete sie an der Südseite des Hühnerstalls, wo sie die meiste Sonne abbekamen und der Dachüberstand sie einigermaßen vor Regen schützte, denn die ‚Paradiesäpfel‘ bekommen durch zu viel Wasser schnell faule Stellen.

Während der warmen Jahreszeit legten unsere Hennen fleißig, sodass wir jeden Morgen ein Ei zum Frühstück bekamen. Zum Spätherbst hin wurden die Eier weniger und immer kleiner, bis die Hühnchen die Produktion im Winter vorübergehend ganz einstellten – dann wurde es ihnen offenbar zu kalt zum Legen.

Ich kann mich allerdings nicht erinnern, jemals einen Hühnerbraten auf unserem Tisch gesehen zu haben, was wahrscheinlich daran lag, dass unser äußerst sanftmütiger Vater, der buchstäblich keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, nicht in der Lage war, eine seiner Hennen zu köpfen und ihr die Federn vom Leib zu rupfen. Eines seiner Lieblingshühner war Gretchen. Die rotgefiederte Henne hörte auf ihren Namen wie ein Hund und erreichte ein hohes Alter, wie vermutlich auch ihre Gefährtinnen, sofern sie nicht dem Fuchs zum Opfer fielen, was von Zeit zu Zeit vorkam.



*Reinald*



v. l. n. r.:  
Hannelore,  
Anneliese,  
Reinald

Im Sommer hielt Vater sich meistens im Garten auf, wenn er nicht bei der Arbeit war, denn das Säen, Pflanzen, Unkraut hacken, Düngen und Ernten erforderte seinen täglichen Einsatz. Zäune, Gartenhaus und Geräteschuppen mussten instand gehalten werden, und auch die Pflege eines Hühnerstalls ist nicht zu unterschätzen, denn man muss ihn regelmäßig reinigen und kälken, damit das Federvieh gesund bleibt und nicht von Läusen und Milben befallen wird.

Jeden Morgen vor der Arbeit bei der Stahlfirma Liesegang in Kalk machte Vater mit dem Fahrrad einen Abstecher zum Garten, um die Hühner herauszulassen, die nachts im Stall eingesperrt waren, damit Fuchs und Marder kein allzu leichtes Spiel hatten.